

Unter meinem Pelz

Manchmal hasse ich die Rolle von dem Wolf,
der keine Nähe braucht.

Der alles trägt,
der alles allein macht.

Der still bleibt,
wenn es laut wird.

Der geht,
wenn niemand ruft.

Manchmal hasse ich ihn.

Weil er mich schützt.

Und mich trennt.

Weil er stark wirkt.

Und mich müde macht.

Ich hab nicht gefragt,
ob ich diese Rolle spielen will.

Ich hab sie einfach getragen.

Wie Fell.

Wie Pflicht.

Wie Fluch.

Es kann doch nicht so schwer sein

Es kann doch nicht so schwer sein.
Einfach da zu sein.
Nichts zu spielen.
Nichts darzustellen.
Nur sitzen.
Nur schauen.
Nur fühlen.

Und trotzdem ist da dieses Rutschen.
Weg von sich.
Rein in alte Muster.
In diese leeren Bewegungen,
die man so gut kennt.

Ein Satz fällt –
und schon ist man wieder jemand.
Nicht der, der man ist.
Sondern der, der funktioniert.
Lächelt.
Antwortet.
Passt.

Und irgendwo darunter
schreit etwas stumm:
Das bin ich nicht.
Aber keiner hört es.
Nicht mal Du selbst.

Es kann doch nicht so schwer sein,
menschlich zu sein.
Nicht perfekt.
Nicht besonders.
Einfach echt.

Aber es ist schwer.
Weil da so viel drüber liegt.
Kondition, Angst, Wollen,
das ewige Vergleichen.
Diese Müdigkeit vom Immer.

Manchmal ist da dieser Wunsch,
dass jemand den Sinn
auf ein Tablett legt.
Silbern. Klar. Ohne Rätsel.

Dass das Leben
ein bisschen einfacher wäre.
Essen auf dem Tisch.
Ein Mensch, der bleibt.
Ein Tag ohne Maske.
Ein Blick, der hält.
Ein Lachen, das echt ist.
Es kann doch nicht so schwer sein.

Aber es ist.
Immer wieder.
Nicht laut.
Nicht dramatisch.
Nur... zäh.

Wie ein leises Aufgeben,
das sich nicht aufgibt.
Ein Bleiben,
obwohl alles sagt:
Geh.

Und vielleicht ist genau das
der stillste Mut:
weiter zu fühlen,
auch wenn man nichts mehr versteht.

Immer wieder zurück

Manchmal zerreißt es mich.
Nicht laut.
Nicht sichtbar.
Aber innen –
wo das Denken zu eng wird
und das Wissen sich auflöst
wie ein Satz im Nebel.

Ich dachte, ich hätte etwas verstanden.
Dachte, ich sei ein Stück weiter.
Dachte, ich könne etwas halten,
was sich nicht mehr verflüchtigt.

Aber dann kommt wieder dieser Moment:
ein Blick,
ein Zweifel,
eine Leere –
und alles in mir fällt wieder auseinander.

Ich sehe mich selbst beim Stolzsein.
Beim Besserwissen.
Beim leisen Vergleichen.
Und ich schäme mich.
Weil ich weiß:
Das war nicht Wahrheit.
Das war nur Angst im Gewand von Klarheit.

Ich falle –
nicht zum ersten Mal.
Aber tiefer.
Weicher.
Weniger kämpfend.

Und ich beginne wieder.
Nicht ganz von vorn.
Aber von innen.

Nicht um endlich zu wissen.
Sondern um nicht mehr lügen zu müssen.

Vielleicht ist das der einzige Fortschritt:
dass ich schneller merke,
wenn ich mich verrenne.

Und dass ich
nicht mehr so tue,
als wäre ich angekommen.

Ich schreibe – und zweifle

Ich schreibe.
Und während ich schreibe,
spüre ich etwas Echtes.
Etwas, das mich selbst berührt.
Als hätte ich mich erinnert –
an etwas, das ich nicht gesucht habe.

Und kaum ist der Satz da,
kommt auch schon die Frage:
Wer bist Du, das zu sagen?
Was meinst Du eigentlich zu wissen?

Ich versuche, mich zu beruhigen –
aber ich weiß es selbst nicht.
Ich habe keine Ahnung.
Ich habe nur ein Echo in mir,
das zu sprechen beginnt,
wenn ich still genug werde.

Und dann zweifle ich.
Wieder.
Jedes Mal.
Wie eine Schleife,
die sich nie ganz schließt.

Ich weiß nicht, ob das, was da entsteht, richtig ist.
Oder ob es einfach nur schön klingt.
Ob es wirklich aus der Tiefe kommt –
oder nur aus meinem Wunsch, bedeutungsvoll zu sein.

Aber dann erinnere ich mich:
Ich bin nicht der Ursprung dieser Texte.
Ich bin nur das Instrument, durch das sie klingen.

Und das genügt.
Ich muss nicht alles verstehen.
Ich muss nicht wissen, wohin es führt.
Ich muss nur offen bleiben –
durchlässig, ehrlich, bereit zu verlernen.

Vielleicht liegt die Wahrheit nicht darin,
recht zu haben –
sondern im Nicht-Aufhören zu fragen,
auch wenn man manchmal glaubt, die Antwort zu kennen.

Ich schreibe.
Nicht, weil ich weiß.
Sondern weil ich nicht mehr schweigen kann,
wenn es in mir klingt.

Allein nicht einsam

Ich bin oft allein.
Nicht weil mich niemand liebt.
Nicht weil ich niemanden liebe.
Sondern weil etwas in mir
nicht ständig verbunden sein will.

Da ist ein Raum in mir,
der atmen muss –
frei, ungefüllt, unbenannt.
Und in diesem Raum
halte ich mich selbst.

Ich bin nicht einsam.
Aber manchmal
wäre es schön,
wenn jemand neben mir säße,
ohne etwas zu sagen.
Einfach nur da.
Nicht um mich zu füllen –
sondern um mit mir leer zu sein.

Manchmal sende ich aus diesem Raum –
ein Blick, ein Wort,
eine leise Öffnung.
Und oft kommt nichts zurück.
Nicht aus Kälte.
Nur, weil niemand spürt,
was ich nicht laut gemacht habe.

Dann bin ich wieder allein.
Nicht verletzt. Nur wach.
Im Wissen:
Ich bin mein eigenes Feld.
Unverbunden, aber offen.
Still. Aber nicht leer.

Und vielleicht liegt darin
nicht das Ende von Nähe,
sondern ihr Anfang.